Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 17 (1923)
Heft: 7

Artikel: Die Schmach Christi
Autor: Hubacher, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-135051

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schmach Christi

Text: Durch den Glauben wollte Moses, da er gross ward, nicht mehr ein Sohn heissen der Tochter Pharaos und erwählte viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben und achtete die Schmach Christi für grössern Reichtum denn die Schätze Aegyptens; denn er sah an die Belohnung. Hebr. 11, 24—26.

Liebe Zuhörer!

Auf die Schätze Aegyptens ist man bei uns in den letzten Wochen neuerdings aufmerksam geworden durch die Entdeckung neuer Pharaonengräber bei Luksor. Es bestand in Aegypten die Sitte, einem verstorbenen König alle seine Schmuck- und Gebrauchsgegenstände mit ins Grab zu geben, und es sind dort Werke ägyptischer Kunstfertigkeit ans Licht gekommen, die nicht nur um ihres hohen Alters willen von ungewöhnlichem Werte sind. Es hätte aber dessen nicht bedurft, um unser Augenmerk auf die Erzeugnisse dieses merkwürdigen Volkes und Landes zu richten. Man braucht sich nur etwa den berühmten Scribe vom Louvre zu vergegenwärtigen, wie er mit unterschlagenen Beinen aufrecht dasitzt, die Papyrusrolle liegt auf den Knien, die Rechte ist bereit zum Schreiben, aufleuchtende Intelligenz und durchdringendes Verständnis liegen auf seinem hellen Gesicht. Wenn die zu den sieben Weltwundern gehörende Bibliothek von Alexandrien, von solchen «Schreibern» angelegt, gehütet und benützt worden ist, dann hat es dort so etwas wie eine Wissenschaft gegeben und man begreift die hohe Ehre, die in jenem Lande jedem Schreiber gezollt wurde. Auch darf nicht vergessen werden, was Aegypten für die Entwicklung der Religionen bedeutet. Wenn man nämlich die ägyptische Religion nicht anhand ihrer mythologischen Aussenseite, sondern ihrer innern geistigen Linie betrachtet, wie auch Katholizismus und Protestantismus anhand von Thomas und Luther und nicht von Alban Stolz und Hilty beurteilt zu werden wünschen, so kommt ein unverkennbar monotheistischer Zug zum Vorschein. Welche Reife der Gotteserkenntnis spricht aus einem Hymnus an Ra im Totenbuch, welcher lautet:

Du bist der Eine, der Gott aus den Uranfängen der Zeit,
Der Erbe der Ewigkeit, selbstgezeugt und selbstgeboren,
Du schufest die Erde, du machtest die Menschen.

Ich glaube, das Alte Testament könnte kaum würdiger von Gott reden.

Das waren, den Monotheismus eingeschlossen, die Schätze Aegyptens, welche Moses dahingab, um mit seinem Volke Ungemach zu leiden. Zwar steht es nicht ausdrücklich so im Text und es ist keineswegs ausgeschlossen, dass noch andere, menschlichere Gelüste ihn angefochten haben. Er hätte am ägyptischen Hof den Grand seigneur spielen, als Vertrauter des Fürstenhauses ähnlich einem russischen Grossfürsten das Leben eines fabelhaft reichen, vornehmen und doch gänzlich der Verantwortung enthobenen Hofmannes führen können, dessen Nimbus durch die Tatsache seiner etwas dunklen Herkunft und wunderbaren Rettung erhöht worden wäre. Der Geschichtsschreiber Josephus erzählt geradezu, der damalige Pharao habe keine männlichen Nachkommen gehabt, und darum habe ihn die Tochter des Königs im eigentlichen Wortsinne als Sohn angenommen. Er wäre damit ein Anwärter des Trones geworden und hätte Gelegenheit bekommen, der Welt zu zeigen, wie sich mit dem Glanz des Königtums ein hohes persönliches Verantwortungsgefühl des Landesherrn vereinigen lässt. Er hätte in dieser Stellung eine sittliche Mission erfüllen können; denn gewiss hätte ein Moses keinen üblen Pharao abgegeben.

Aber abgesehen davon, dass des Josephus Nachricht sonst nirgends bestätigt wird, liegt es nahe, zu vermuten, dass die eigentliche Versuchung für Moses nicht in dieser, sondern in einer andern Richtung lag. Aegypten war ein Land von hoher und alter Kultur. Er kannte sie, es heisst in der Apostelgeschichte, dass er in aller Weisheit der Aegypter erzogen worden sei. Diese Weisheit hatte er begierig eingesogen, an ihr seinen Verstand geschärft, mit ihrer Hilfe seinen Blick geweitet. Respekt vor wissenschaftlichen Leistungen verband sich mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit den Lehrern gegenüber, die ihn innerlich gefördert hatten. Kunst, Wissenschaft und Religion in höchster Vollendung ausgeprägt und zusammentreffend mit einem Mann von so seltenen Geistesgaben wie Moses: wie tief musste dieser Mann von ihnen ergriffen, wie völlig musste er be-

strickt werden, da diese drei Mächte nie ihre faszinierende Kraft verleugnen, wo sie in eines Menschen Herz eindringen. Das alles hat Moses dahintengelassen, um sich zu einem Volk zu gesellen, das zwar dem Blute nach sein Volk, dem Geiste nach ihm aber völlig fremd, dazu ungebildet und launisch war. Bei diesem durch lange Knechtschaft entnervten Volke sollte er die undankbare, aussichtslose Rolle des Befreiers spielen, sollte ein Leben voll äusserer Annehmlichkeit, innerer Harmonie und Grosszügigkeit fahren lassen für ein Dasein voller kleinlicher Scherereien, Risiken und Mühen. Er, der Geistesaristokrat, mag sich unter seinen steinschleppenden, keuchenden Brüdern ungefähr vorgekommen sein, wie ein im letzten Semester stehender, mit der Doktordissertation beschäftigter Student der Philosophie, der durch den Tod seines Vaters genötigt worden ist, seine Studien abzubrechen, die Hauptstadt zu verlassen, und der nun in einer übelriechenden Schulstube der Provinz schmutzigen Bauernkindern das Einmaleins beibringt.

Aber der eben gebrauchte Vergleich hinkt in seinem wichtigsten Teil, weil ja kein Schicksalsschlag und auch kein Mensch den Moses gezwungen hat, den ungünstigen Tausch einzugehen. Auch hören wir nirgends, dass er sich wie ein Dulder vorgekommen sei und seiner neuen Umgebung gelegentlich unter die Nase gerieben habe, wie hoch er über ihr stehe. Freiwillig sehen wir ihn so handeln, freiwillig und freudig sehen wir ihn eine Karriere ergreifen, in der sicher keine Lorbeeren zu ernten, aber wahrscheinlich gehörige Blamagen zu holen waren. Einer Zukunft ging er entgegen, die noch aus einem weitern Grunde völlig ungewiss war. Denn die Sache des Judentums, mit der er jetzt, die Brücken hinter sich abbrechend, sein Schicksal verknüpfte, war von Anfang an, wo sie in die Welt trat, etwas Anrüchiges und Verachtetes. Diese Sache des Judentums sagt zwar dem Verstandes- und Herzensbedürfnis aller Menschen in unvergleichlicher Weise zu, fasst das Beste und Tiefste aller Erkenntnis klar und einfach zusammen, trägt die Spuren höherer Abkunft unverkennbar an sich und wird bestätigt durch freudige Zustimmung aller Zeiten und Völker, in allen Sprachen und aus allen Religionen. Aber diese Sache ist, offenbar durch eine besondere Veranstaltung Gottes, so gefasst, dass sie niemals dem herrschenden Geschmack gefallen, eine allgemeine Weltsache werden kann. Sie hat ihre Eigentümlichkeit viel-

mehr darin, dass sie in jedem Jahrhundert, in jedem Land, ja in der Familie und in jedem Menschenherz mit dem Bestehenden in einen notwendigen Widerspruch tritt und sich selbst vernichtete, wenn sie diesen Gegensatz aufgäbe. Nichts natürlicher darum, als dass das Bestehende, die Welt, sich gegen das Göttliche, das sie nicht zu fassen vermag und von dem sie sich ihrerseits stets beunruhigt, bedroht und gestraft fühlt, zur Wehr setzt! Nichts natürlicher, als dass sie es mit Schmach und Verachtung zu treffen sucht, da sie es nicht vertilgen kann!

Diese Sache des Judentums, der sich Moses zur Verfügung stellte, kann man bezeichnen als die Botschaft von der Heiligkeit Gottes. Das kannten die andern Völker jener Zeit, kennen die Heiden aller Zeiten nicht, das ist ihnen ein überflüssiger Doppelausdruck. Die andern kannten heilige Tiere, Sachen, Handlungen, Menschen, Zeiten und damit verbunden keineswegs einwandfreie Götter, oder dann umgekehrt mit einer niederschmetternden Heiligkeit ausgestattete Gottheiten und damit verbunden keineswegs einwandfreie Menschen, Handlungen, Einrichtungen. Die Heiligkeit Gottes, diese in der Tat seltsame Wortzusammenstellung, die entweder gar keinen oder einen überaus reichen Inhalt bezeichnet, war das Kleinod, das dem israelitischen Volk übergeben wurde, und zu dem es Sorge tragen sollte. Aber darauf lässt sich schlechterdings keine Existenz gründen, das ist keine Parole, die man ausgeben, keine Sache, die man zuerst uneigennützig propagieren und nachher zum Vehikel für eigenes Fortkommen machen kann. Denn die Heiligkeit Gottes ist das, was die Welt nicht will, was sie empört und belästigt; aus ihr gehen alle Beunruhigungen, Revolutionen und Reformationen hervor und sind unverständlich und unglaublich ohne sie. Die Welt kann wohl an einen Gott glauben, der eins ist mit der Natur, oder sie kann erlauben, dass die höchsten Geistesgaben von ihren Trägern erlöst und personifiziert werden, aber an einen Gott, der die Liebe ist, der in demütiger und heiliger Liebe aus der Unendlichkeit seines Wesens, in der er alles und nichts ist, herauskommt und mit dem Endlichen in Beziehung tritt, mit dem sterblichen und vielfach belasteten Menschen sich abgibt, um ihn aus seiner Erniedrigung aufzurichten, ihn neu herzustellen und ihm seine eigene Hoheit mitzuteilen, einen solchen will die Welt nicht und fasst sie nicht. So sehr sie sich heute jedes Mal in

der Weihnachtszeit wichtig macht und ihre Freude bezeugt, im Grunde ist ihr das Weihnachtswunder, Gottes Heiligkeit unter den Menschen, nicht weniger ärgerlich als das Kreuz auf Golgatha. Das Wissen um die Heiligkeit Gottes war von Anbeginn das Unterscheidende und Auszeichnende an den Israeliten, alle übrigen Offenbarungen waren nur da um dieser einen Offenbarung willen, alle Wunder nur da um dieses einen Wunders willen, wogegen nicht anderes überhaupt ein Wunder ist; ja alle Offenbarungen und Wunder hatten ihrerseits nur insofern Sinn und Wert, als sie mit diesem einen in Verbindung gebracht werden konnten als vorbereitende und nachwirkende Bestandteile eines Ganzen. Und weil dort, wo von der Heiligkeit Gottes die Rede ist, der «Heilige Gottes», der Christus, seinen Platz einnimmt, an dem der Glaube sich entzündet und vollendet, so trug von Anfange jeder, der sich in der Welt zur Sache Gottes bekannte und die damit verbundene Schande über sich ergehen liess, die Schmach Christi, wenn er auch von Jesus keine geschichtliche Kenntnis hatte. Bei Moses und den nach ihm kommenden erleuchteten Israeliten wird es immer klarer, dass es die von ihnen gehütete Kunde von der Heiligkeit Gottes war, welche die Ursache für allen Hass und alle Verachtung der Welt bildete. Und als es ihnen nun immer weniger genügte, diese kostbare Kunde zu besitzen und sie ihr Herz mit zunehmender Leidenschaft an die Darstellung dieser Heiligkeit im Christus auf der Erde hängten, als ihr bloss geistiger Besitz mehr Körperlichkeit annahm und sich fortbildete zu der bestimmten Erwartung, diese Heiligkeit vor aller Augen einmal realisiert zu sehen, zu sehen und zu schmecken das aufgerichtete Königreich des heiligen Gottes auf Erden, da wurden sie erst recht als Träumende und Toren geschmäht und trugen die Schmach Christi in einem neuen Sinn, nämlich als die Schmach der Christus-Hoffnung, wo doch nichts zu hoffen war. Auch heute noch ist übrigens die Erwartung des Christus die Seele der Religion jedes frommen Juden, und wenn er von antisemitischer Propaganda geschädigt oder durch ein Progrom am Leben bedroht und für seine Standhaftigkeit in solchem Ungemach noch ausgelacht wird, so trägt auch er auf seine Weise die Schmach Christi, obschon er nicht weiss oder nicht glaubt, dass Jesus der Christus ist, was Moses auch nicht wusste. Er trägt sie auf Grund eines tragikomischen Missverständnisses.

Das war, meine Zuhörer, die Schmach Christi, welche Moses erwählte und die er viel lieber leiden wollte, als alle Schätze Aegyptens sein eigen zu nennen. Aber nun haben wir es hier nicht mit Moses und alten und neuen Juden, sondern mit uns Christen zu tun. Wir scheinen es mit der Schmach Christi bedeutend schwerer zu haben als Moses, weil unterdessen die Sache des Judentums trotz der angewendeten Vorsichtsmassregeln zur allgemeinen Weltsache geworden ist. In derjenigen Gestalt, nach der sie von Anfang an hinzielte, hat sie gesiegt und beherrscht die Welt. Christliches Leben und christliches Bewusstsein sind bei den ausschlaggebenden Völkern der Erde und in den massgebenden Kreisen der Gesellschaft allgemein geworden. Wenn einer nicht schon das als ein Tragen der Schmach Christi betrachten will, dass er trotz etwelcher scheeler Blicke von Kameraden am Sonntag vormittag mit dem Gesangbuch unterm Arm nach dem Gotteshaus pilgert, so ist es wirklich nicht leicht, unter gegenwärtigen Verhältnissen eine Situation herzustellen, über die mit Fug und Recht von einem Tragen der Schmach Christi geredet werden könnte. Und wenn wir so etwas in Szene setzen, ein Opfer bringen oder ein Odium auf uns nehmen wollten, käme es wahrscheinlich am Ende doch wieder so heraus, dass sich die beabsichtigte Schmach in eine Ehre, der Tadel der Welt in ein Kompliment verwandelte.

Aber trotz allem gibt es auch inmitten einer Gesellschaft, wo christliches Denken und Leben zur anerkannten, normalen und sogar staatlich geförderten Sache geworden sind, Gelegenheit, in die Nähe des Ortes zu kommen, wo von jener besondern Schmach geredet werden kann. Ein Lehrling weist unbillige Zumutungen seines Meisters, z. B., die Aufforderung, den Angeber zu machen (oder Streikbrecherdienste zu leisten), zurück, ein Beamter gefährdet seine Stellung, indem er sich seinem Vorgesetzten gegenüber die Offenheit und nicht die Vorsicht zur ersten Pflicht macht, und beide stehen vor der Welt als naive Leute da, die mit ihrer Dummheit ihr Unglück selber verschuldet haben und darum kein Mitleid verdienen. Auch ein Mann der Wissenschaft kann unversehens an Moses' Seite gerückt und zum Träger der Schmach Christi gemacht werden. Die Rücksicht auf die in Christus erschienene Wahrheit, die allerdings jeden Augenblick aus dem Hintergrund hervorkommen und alle Wissenschaft ver-

ändern oder überflüssig machen kann, verlangt zwar nicht, dass das Forschen und Erkenntnis-Bemühen als mindere Sache abgetan werde. Moses hat gewiss die Schätze Aegyptens nicht dahingegeben, weil sie für ihn gar keine Schätze waren, wie etwa ein Sektenprediger sich aller weltlichen Wissenschaft und Kultur kurzerhand schämt, weil er keine hat, sondern er hat diese Schätze gesehen, sie wahrscheinlich auch mit saurem Gehirnschweiss erworben und geliebt. Vielleicht hat er sie nach der Wendung in seinem Leben noch mehr geliebt als vorher. Denn es ist nicht gesagt, dass unter der ungewohnten Beleuchtung von der letzten Wahrheit her andere Dinge vor unsern Augen auftauchen und Wichtigkeit gewinnen als vorher, sondern die gleichen Dinge können in einem andern Sinne oder Masse wichtig werden. «Du erkennest, liebst und brauchst,» sagt Meister Eckhardt, «nicht andere Dinge in und ausser Gott, in der Ewigkeit und in der Zeit, sondern du erkennst, liebest und brauchst die gleichen Dinge anders. Liessest du die Kreaturen da, wo sie zerteilt, zersplittert, unvollendet und in Zwietracht sind, so findest du sie wieder da, wo sie geeint und vollendet sind». Demzufolge wird der Wissenschaftler alles dankbar annehmen und geniessen, was ihm seine Forschung an hellen und weiten Aussichten bietet, aber er wird immer bereit sein, sich in seinem Genuss stören, ja aus seiner ganzen Betätigung hinauswerfen zu lassen. Er wird immer mit einem halben Ohr über seine Bücher, auch die liebsten und die selbstverfassten, hinweglauschen auf einen andern, noch unbekannten Ton. Aber — ist das nicht gefährlich? Heisst das nicht den wissenschaftlichen Ernst preisgeben? Muss man nicht, wenn man einmal der hohen Wissenschaft dient, ihr ganz dienen und sich für sie ins Zeug legen? Ist in der Wissenschaft mit einem stets zur Ablenkung bereiten Intellekt und einem halben Herzen etwas auszurichten? Heisst das nicht dem Dilettantismus und der Leichtfertigkeit anheimfallen, demjenigen Fluch, den alle solide Wissenschaft ärger scheuen muss als die Pest? Es mag sein, aber warum soll der Wissenschaftler nicht auch zu seinem Teil mittragen an der Schmach Christi, die doch gewiss eine Schmach ist, wenn man bedenkt, in wie vielen Fällen es wirklich auf nichts anderes als auf diese Leichtfertigkeit hinauskommt.

Es kann einem Menschen noch in einem andern Sinne zugemutet

werden, die Schmach Christi zu tragen, es kann eine noch schwerere Forderung an ihn herantreten als die, sein äusserlich gesichertes Leben oder seine geliebte wissenschaftliche Betätigung aufzugeben... Wir haben alle seinerzeit gewisse geistige Güter von unsern Eltern übernommen: Lebensregeln, moralische Grundsätze, Gedanken über die unsichtbare Welt, religiöse Ueberzeugungen. Wir haben durch diese geistigen Güter einen Halt, eine feste Richtung für unser Leben bekommen, das ist unsere auf bestimmten Grundsätzen ruhende Lebensführung. Aber nun machen wir die Erfahrung, dass uns hie und da auch diese, dieses Sicherste vom Sichern, unsicher wird, dass auch unsere besten Grundsätze ins Wanken kommen. Immer gerade dann, wenn wir glaubten, einen Punkt erreicht, eine Eigenschaft erworben zu haben und auf sie uns zurückziehen wollten wie in ein Schneckenhaus, oder wenn wir uns eine bestimmte Ueberzeugung erkämpft, z. B. einen kräftigen christlichen Glauben erworben und daraus eine Festung gemacht hatten, in der man sich vor allen verwirrenden Einflüssen geborgen weiss, tauchte in uns die Ahnung von der Ungewissheit auch des Besten und Tiefsten in uns auf. Immer gerade dann, wenn wir glaubten, am Ende zu sein und es zu haben, fühlten wir, dass wir es nicht haben. Nach dem Neuen Testament kann übrigens nur der ein Gottsucher genannt werden, der gerade auf diese Weise sich der Unsicherheit auch des besten inneren Gutes bewusst bleibt. Ein Christ muss mitten in seinen festesten moralischen Grundsätzen bereit sein, sich aus ihnen vertreiben, aus seiner ihm zusagenden Art von Christlichkeit verdrängen zu lassen. Leben aus Gott fängt erst da an, wo einer bereit ist, sogar seine ganze Frömmigkeit dem schneidenden Zugwind auszusetzen, der von der letzten Wahrheit unablässig zu uns herweht und sich nur auf das zu stützen, was im Ungewissen und im Zukünftigen liegt. «Es ist aber der Glaube an eine gewisse Zuversicht des, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht». Die Unsicherheit seines Gegenstandes ist nicht der schwache Punkt am Glauben, sondern gerade seine Stärke. Es wäre ja weit bequemer, wenn wir mit unserm Glauben nicht da hindurch müssten, wenn wir einen direkten Weg zu Gott hätten, ihn mit unsern Gefühlen erreichten, mit unsern Gedanken herbeizwingen könnten. Es mag uns oft schwer aufs Herz fallen, dass wir in Christus nur eines unsichtbaren Gottes gewiss werden.

Dass alle Gotteserkenntnis im Anfang hübsch bescheiden sein und sich mit einem verborgenen Gott begnügen muss, das versteht sich von selbst, aber es will uns oft nur schwer eingehen, dass wir hier immer in den Anfängen stecken bleiben sollen, ja dass auf der höchsten Stufe der Erkenntnis das Gefühl der Distanz zwischen dem Menschen als dem erkennenden und Gott als dem erkannten Geiste nur umso stärker wird. Wie schön wäre es, wenn wir uns Goethes Wort aneignen könnten: Im Grenzenlosen sich zu finden, wird gern der Einzelne verschwinden. Aber einer solchen abenteuerlichen Mystik gegenüber gilt, dass, wenn ein Einzelner wirklich einmal im Absoluten verschwände, er nicht mehr zum Vorschein käme und er offenbar nicht ganz verschwunden war, wenn er sich wieder fand. Wir gestehen es beschämt, dass uns Gott ein unsichtbarer Gott ist und wenn wir religiös reden, haben wir keine andere Wahl, als diese schmähliche Armut in die Welt hinauszurufen.

Aber warum sollten wir es nicht tun? Wenn wir schwiegen, würden die Steine schreien. Oder wollen wir es den Juden oder den Weltkindern überlassen, die Schmach Christi zu tragen? Bei dem französischen Maler Vincent van Gogh bildete die religiöse Kunst den tragischen Mittelpunkt seiner Existenz. Zeitlebens kämpfte in ihm der Mönch mit dem Künstler. Anfangs wollte er sich einem Leben der Aufopferung im Dienste des christlichen Glaubens weihen, er war Mennonitenprediger und nur langsam fand er den Weg auf das Feld, das für ihn bestimmt war und wo er trotz seiner Hingabe an die Sinnlichkeit nie die Beunruhigung vom Geiste her los wurde. Er bezeugte als Künstler: Ich bin eine Art Gläubiger in meinem Unglauben. Die Kunst war nun das Ventil, durch welches seine innere Ergriffenheit sich Luft verschaffte. Er klammerte sich mit ganzer Seele an die Natur, die er wie die andern wiederzugeben glaubte, während er bereits seine tiefe Erregtheit in sie hineinlegte. Jede Form, jeder Farbenton wurde ihm zur Gebärde seiner nach Gott schreienden Seele. Nichts rührender, kein ergreifenderes Zeichen der tiefen Gewissenhaftigkeit dieses Mannes als die Tatsache, dass er sich grösstenteils auf die Landschaftsmalerei beschränkte, Gott nur in der Natur zu suchen und zu loben wagte. Der einstige Prediger, dessen Gedanken so oft um die Gestalt des Heilandes gekreist hatten, hat wohl einige wenige religiöse Bilder geschaffen, aber sich niemals

unterfangen, das Bild Christi zu malen. Wie zwerghaft nimmt sich daneben die ahnungslose Verwegenheit des Christusmalers Burnand aus! Er fühlte, dass die Zeit noch nicht gekommen sei, den Christus neu einzusetzen oder zu enttronen. In spätern Jahren äusserte er in einem Brief: «Hätte ich die Kraft gehabt, fortzufahren, so hätte ich Bilder von heiligen Männern und Frauen nach der Natur gemalt (nach welcher Natur?), die das Gesicht unseres Jahrhunderts trugen, das waren Bürger von heute und trotzdem hatten sie Beziehungen zu den ersten Christen. Die Erregung, die mir das verursachte, ist indessen zu stark gewesen, als dass ich dabei bleiben konnte, aber ich will nicht sagen, dass ich nicht später einmal, viel später, zu der Aufgabe zurückkehre.» Später einmal, viel später, sagte er. Unterdessen beschäftigte er sich mit anderem. Er, der Lust, Fähigkeiten und Befugnis zu grossen religiösen Kompositionen gehabt hätte, malte — provenzalische Kornfelder.

Doch kehren wir zu Moses zurück. Wer die menschliche Natur kennt, dem muss das imponieren, was er tat. Er hat um der Sache des Judentums willen die sichern Schätze Aegyptens ausgeschlagen. Er hat es getan zu einer Zeit, wo für das spätere Gelingen dieser Sache noch keinerlei Anzeichen vorlagen, wo es von all den Hülfen, Gerichten und Gnadenbezeugungen, mit denen Gott in der Folgzeit seine Sache ausstattete, noch fast nichts gab. Auf die religiöse Erfahrung des Menschengeschlechts, die uns etwa als Fundament für unsern Glauben angepriesen wird, konnte sich Moses nicht stützen, als er sich aufmachte, an seinen Gott zu glauben. Weil nun sein Glaube ein gar so merkwürdiges Ding ist und zu befürchten steht, wir könnten ihn für unwahrscheinlich halten, wird er am Schluss des Textes noch mit ein paar Worten verständlich gemacht, die aber leider zugleich seiner Tat auch den Schimmer des Heldenhaften abwischen. Es heisst zuletzt: «Er sahe an die Belohnung.» Wir horchen auf: Aha, Belohnung! Es wollte uns doch bedünken, so etwas müsste auch mitgespielt haben! In diesem Fall ist es uns sicher nicht mehr so unbegreiflich!

Immerhin eine sonderbare Belohnung, die zwei Zeilen vorher als unendliches zeitliches Ungemach und das Tragen einer welthistorischen Schande bezeichnet worden ist. Dass hier von der Belohnung die Rede ist, kann nicht den Sinn haben, dass Moses auf einen ev.

zeitlichen oder andern Gewinn spekuliert hätte; wir hörten ja auch, dass er es «durch den Glauben» getan habe. Er tat es durch den gleichen Glauben, durch den nach dem Hebräer Brief Abel Gott ein besseres Opfer darbrachte als sein Bruder Kain, durch den Henoch von der Erde hinweggenommen wurde, dass er den Tod nicht sähe, durch den Abraham auszog aus dem Lande seiner Väter und ein Fremdling hiess in Kanaan, durch den der gleiche Abraham seinen lieben Knaben Isaak zu opfern bereit war, durch den Joseph sterbend geredet hatte vom Auszug der Kinder Israels aus Aegypten und hatte Befehl gegeben wegen seiner Gebeine, und durch den er selbst, Moses, nach seiner Geburt von seiner Mutter versteckt und so am Leben geblieben war. Zu diesem Glauben gehört nebstdem, dass Gott ist und heilig ist auch das, dass er ein Belohner ist derer, die ihn suchen. In diesem Glauben konnte Moses seine Seele wappnen gegen die zu erwartenden Leiden, konnte das Unsichtbare-Sichtbare, gegen die zu erwartenden Leiden, konnte das unsichtbare Sichtbare, das Gott ihm verheissen und zum Lohn bereitet hatte, hochschätzen über alles, was die Welt ihm bot, und die fröhliche Schmach auf sich nehmen, die ihm aufgetragen war. Er konnte es, er konnte es können, er wusste ja, was er tat. Und wenn wir ihn, falls er unter uns wäre, darauf aufmerksam machten, dass in diesem Falle seine Tat gar keine so grosse Heldentat gewesen sei, würde er sich zur Verwunderung etlicher Christen und unter dem Beifall aller an der Weisheit Brüsten genährten Männer einverstanden erklären. Denn diese Letzteren wussten es zu allen Zeiten, dass der Glaube keine Heldentat, sondern eine Himmelsgabe ist. Ernst Hubacher

Replik an Herrn U. W. Züricher
oder:
Von Glauben, Sein und Tun[1]
(Schluss)

Ich will es so versuchen, dass ich wieder an unsern Ausgangspunkt denke. Wir wollen ja nicht abstrakte, sog. akademische Fragen mit einander verhandeln. Unser Problem ist, wie sich unser gegenseitiges Glauben, das heisst, unsere Stellung zu den letzten Dingen, zu unserem praktischen Streben verhalte. Fassen wir denn zunächst bei

[1]) Vergl. das Juniheft.